

(Nachdruck verboten.)

## Die Badereise der Familie Hellvik.

14) Von Alfred af Hedensjerna.

„Sie machen mich glücklich durch Ihre Güte, Frau Oberstin. Dürfte ich auch zu hoffen wagen, daß, wie das letzte Mal, die Regie . . .“

„. . . in unseren Händen gemeinsam ruht? Versteht sich!“  
Nun war der Badedirektor hinausgegangen.

„Ach, meine Frau wird verzweifelt sein. Wir wollten am Mittwoch noch eine kleine Festlichkeit arrangiren und . . .“

„Darf ich das als eine Einladung ansehen? Danke sehr! Ich bin bis dahin zurück!“

Sie lachte nervös und lustig und sah sich mit seltsam stieren Blicken im Kreise um.

Nun sollte das Boot abgehen. Mehrere Bekannte begleiteten sie bis zur Brücke.

Es kam ihr so wunderbarlich vor, so traumhaft; diese höflichen Leute, diese konventionellen Phrasen! Es war so eigen, zu denken, daß es das letzte Mal war, daß ihr Name hier mit Achtung und Ehrfurcht genannt wurde. Wenn er dann wieder ausgesprochen wurde, würde es mit Abscheu, Verachtung oder Mitleid, unter Achselzucken, Spott und Hohn geschehen. . . .

Eigentlich war es drollig, noch einige Male diese verbindlichen Redensarten zu hören. Und dann plauderte sie selbst mit fast hysterischem Eifer.

Eine Weile später stieß das Dampfboot ab. Ingenieur Smith saß natürlich in seiner Kajüte. Die Oberstin Varsfeldt wandte sich noch einmal dem Lande zu, um mit einem letzten Blick den Ort zu überschauen, an dem sich ihr Schicksal entschieden hatte.

Da sah sie unter den vielen wehenden Taschentüchern eines, dessen Gruß bestimmt ihr galt. Weit draußen auf der Brücke stand mit thränenbefüllten Augen Frau Hellvik und wehte und wehte. Die Landflüchtige führte ihre kleine Hand an die zusammengepreßten Lippen und sandte einen Abschiedskuß der einzigen, die wußte, daß die Oberstin Varsfeldt Gesundbrunn und das Vaterland für immer verlassen hatte. . . .

Als Frau Hellvik nach Hause kam, saß Gerda vertieft und mit dicker Wade und jammerte, daß sie nicht den Muth hätte, zum Arzt zu gehen und sich den schmerzenden Zahn ausziehen zu lassen.

Papa war auch sehr schlechter Laune und fragte ärgerlich: „Aber, Emma, wo, zum Teufel, hast Du denn den ganzen Tag gesteckt?“

Der kleine Karl hatte einen so starken Ziegenpeter, daß alle, die ihn sahen, sagten, sie hätten einen solchen Ziegenpeter noch nicht gesehen.

Anna war mit Herrn Nilsson spazieren gegangen.

Na, das war wenigstens ein ganz netter Mensch. Gottes Wille geschehe!

Axel hatte bei Bade-Inspektors Kaffee getrunken und in ihrem Garten den ganzen Nachmittag Ball gespielt, trotz des gräßlichen Standals vom Morgen. Befah denn der Junge gar kein Selbstgefühl! Und sie, die gedacht hatte, daß sie die Inspektorin niemals grüßen oder thun wollte, als wenn sie sie nicht sähe! . . .

„Na, aber wo ist denn Onkel Gustab?“

„Ihn holten die Möller'schen Damen ab. Fräulein Möller wollte ihm oben im Kurjalon etwas Schönes aus dem Troubadour vorspielen.“

Da seufzte Mama Hellvik aus der Tiefe ihres Herzens und von ganzer Seele, riß ihre Taille auf — ein alterprobtes Mittel bei starken Gemüthsregungen — warf sich auf die Chaiselongue und stöhnte:

„Komm her und gieb mir einen Kuß, Albert! Ich glaube, ich sterbe! Ja, das war wirklich ein Schreckenstag!“

### VIII.

So ein kleiner Skandal im Bekanntenkreise ist in den meisten Fällen überaus erfreulich. Es ist wie ein neues Möbel, das man sich lange gewünscht hat, in einem schon vorher gemüthlichen Hause; man betrachtet es von allen Seiten, wendet es und dreht es hin und her und versucht es

an den verschiedenen Stellen, um zu sehen, wo es sich am besten ausnimmt.

Das Verschwinden der Oberstin nahm sich entzückend, reizend, interessant, wahrhaft appetitlich von allen Seiten aus. Ueberall im Lande war es ein kostbarer Fund; aber in Gesundbrunn hatte man so schöne Zeit, die Sache recht rationell auszunutzen, und brauchte sie nicht allzubald um anderer Interessen Arbeiten und Sorgen willen beiseite zu legen. Herr Gott, man war ja seiner Gesundheit wegen hier, und alle Aerzte der Welt hätten der Gesundbrunner Kurgesellschaft nichts geben können, das so günstig gewirkt hätte, wie dieses „schändliche Ereigniß“.

Es wurde auch in so reizend abgemessenen Portionen servirt.

Erst erfuhr man, daß die Oberstin sehr viel Gepäc mit-gehabt habe, daß im voraus zum Dampf geschickt worden. Dann verbreitete sich die Nachricht, daß sie auch nicht ein Taschentuch von ihrem Besitzthum zurückgelassen hätte und daß sie von Liverpool aus mit ihren Wirthsleuten abgerechnet habe.

Dann schrieb Fräulein Brandson an eine Tante, die in der Gegend wohnte, wo sich das Elternhaus der Oberstin befand, und aus der Antwort der Tante erfuhr man ein kleines, kleines Stückchen von dem Roman des Ingenieurs Smith und der Oberstin, das man durch Errathen und Erdichten in einigen Tagen so zurechtstutzte, wie man es haben wollte.

Dann kam der „betrogene Gatte“ an einem Abend spät nach Gesundbrunn, aber niemand bekam ihn zu sehen, außer dem Bade-Inspektor und dem Hauswirth, bei dem seine Frau gewohnt hatte. Er ließ sich einige kurze, nichts sagende Mittheilungen machen und reiste am nächsten Morgen um 6 Uhr mit der Post wieder ab.

Ach, du lieber Gott, wie man in kleinen Pikanterien und wohlgezeichneten Details schwelgte!

Man hatte sich hier, wie überall an solchen Plätzen, in mehrere Parteien getheilt, nach wirklichem und eingebildetem Rang oder nach Zufall, Wünschen und gleichartigen Neigungen, einige wenige auch auf grund gegenseitiger Sympathie.

Papa Hellvik, der eine Art Philosoph war, obgleich er den Titel Doctor philosophiae verschmähte, ging von Gruppe zu Gruppe und lachte mitleidig, wenn er hörte, daß das Gespräch bei allen sich nur um das eine Thema drehte.

Sein eigenes Urtheil fiel am mildesten aus, oder richtiger: er fällt gar keines. Der ehemalige Minister sagte eines Tages zu ihm im Kurpark:

„Na, Herr Gutsbesitzer! Was sagen Sie zu unserer kleinen Oberstin?“

Papa Hellvik lächelte zerstreut und kindlich mild und erwiderte, ungefähr, als wenn er seinem kleinen Karl ein Sternbild gezeigt hätte:

„Ach, Herr Staatsrath, ich sage am liebsten gar nichts von dem, was ich nicht verstehe, und ich verstehe die Handlungsweise der Dame absolut nicht. Und eigentlich verdrießt mich das, denn ich glaube im allgemeinen, einen Menschen verstehen, heißt ihm verzeihen.“

Der Minister lachte:

„Herr Hellvik, warum haben wir nicht einen Mann, wie Sie, in unserer „nationalen“ Parteipresse! Man würde dann zweifellos ein wenig behutsamer mit den bisweilen unbehaglichen Ueberraschungen der jetzigen Regierung umgehen.“ —

Aber schließlich erfahren die Leute gewöhnlich doch, was sie wissen wollen, oder, in jedem Fall bilden sie sich ein, daß sie es erfahren haben, und dann wirft sich die Boa constrictor des Klatsches auf neue Gegenstände.

Auch die Gespräche über die Oberstin Varsfeldt nahmen sogar in Gesundbrunn schließlich ein Ende.

Ein viel kleinerer Knoten war für die Kurgesellschaft erheblich schwieriger zu lösen, obwohl man sich in freien Stunden damit seit Wochen beschäftigt hatte.

„Wer und was war Herr F. O. Nilsson?“

Schweden ist ja ein so kleines Land, daß es gewöhnlich keine Schwierigkeiten bereitet, sich bald vollständig über jede beliebige Person zu informiren, der man begegnet und für die man sich ein wenig interessirt.

Durch Freunde und die Bekannten der Freunde des Freundes kennt man fast jeden Menschen ein wenig in dem Lande, und die meisten sind ein bißchen mit einander verwandt.

Aber niemand kannte Herrn Nilsson, und Herr Nilsson kannte auch keinen.

Eine freundliche Andeutung der Frau Müller, daß er der F. S. Nilsson sein sollte, der 1889 die große „Mehlgeschichte“ in Lombilla hatte, wurde von ihm selbst mit höflichem Lächeln zurückgewiesen. Ein F. Nilsson „der in Westergothland Pleite machte,“ konnte er auch nicht sein, denn dazu war um 20 Jahre zu jung. Ob er seit jener Nilsson hieß? Wahrscheinlich; denn Nilsson ist kein Name, den man sich wählt.

(Fortsetzung folgt.)

## „André Chénier“.

(Aufgeführt im Theater des Westens am 21. Dezember.)

Seit Richard Wagner seinen innerlichen, wenn auch noch lange nicht äußerlichen Sieg über die ältere Opernform davongetragen, ist es inmitten all' der Bemühungen, ihn fortzusetzen, ganz besonders interessant zu sehen, wie die jüngeren Komponisten sich so viel Mühe geben, der gewohnten Kategorie einer „Oper“ schlechtweg möglichst auszuweichen. Was Wagner mit seiner Gegnerschaft gegen diese hauptsächlich gemeint hat: das weißevolle Festspiel, das wird trotz aller vornehmen Bezeichnungen so lange nicht erreicht, als eben immer wieder der Alltagsstrotz unserer Operntheater zum Vorschein kommt. Tschailowski suchte sich mit dem seinem „Eugen Onegin“ gegebenen Untertitel „Christliche Szenen“ der dramatischen Verantwortung zu entziehen; andere helfen sich anders, und nun stehen wir wieder, wenn das in solchen Dingen nicht immer verlässliche Textbuch und Theaterprogramm treu berichtet, vor einem — man beachte genau die anscheinend sorgenvollen Zertirung des

„musikalischen Drama mit geschichtlichem Hintergrunde in vier Bildern“.

Der Komponist ist Umberto Giordano, der Dichter ist L. Illica, sein deutscher Uebersetzer ist der bekannte Musik-Schriftsteller Max Kalded und der Verleger ist Sonzogno in Mailand, der für die modernsten Partien der Musikgeschichte Italiens in ähnlicher Weise bekannte Wagemann, wie es sonst Ricordi ist.

Also hätten wir wieder einmal ein Stück Italien bei uns — wohl um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen?! Ein solches Bedürfnis scheint wenigstens nach etwas Pomphastem und an äußerlichem Stoff-Reichem zu bestehen; anders ist die Vernachlässigung der gegenwärtigen Anläufe zu einer deutschen Oper nicht leicht zu erklären. Nach einem mehr innerlich reichen Werk wie Figners „Armen Heinrich“ scheint unsere Theaterwelt kein Gelüste zu besitzen; um diesen armen Heinrich zu erlösen, dazu bedarf es wohl sehr jungfräulicher Zustände, und ob es Herrn Angelo Rannam in Prag, der diese Oper in Vorbereitung haben soll, gelingen wird, werden wir ja sehen.

Eine ganze Reihe von Komponisten-Generationen in Italien beherrscht jetzt die Aufmerksamkeit der Musikfreunde. Da ist der 85 jährige Verdi, der sich schon seit langem bemüht hat, der neuen Zeit nachzukommen; als jüngerer steht der schon gestorbene Ponschielli durch seine „Gioconda“ in unserer Erinnerung. Da ist dann die mittlere Generation: zunächst der Meistgenannte, Mascagni, der zu seinen allbekanntesten Erfolgen in jüngster Zeit den allerdings unstrittenen Erfolg seiner „Tris“ in Rom zu verzeichnen hat; dann Leoncavallo, der Komponist der „Bajazzi“, der jetzt an einem „Roland“ und an einem „tragischen Idyll“ (nach Bourget) schreibt. Da sind endlich die Jungen: augenblicklich am meisten genannt der erst 26 jährige hochwürdige Herr Perosi, ein Oratorienkomponist, dessen „Auferstehung Christi“ am 12. Dezember in Rom eine Hauptaktion der kirchlichen Welt war, und der, bereits im Besitz einer der ehrenvollsten musikalischen Stellen, der musikalischen Direktion in der von den größten Traditionen erfüllten Markuskirche zu Venedig, nun vom Papst gar zum Dirigenten der Sixtinischen Kapelle ernannt worden ist.

Um vier Jahre älter als dieser Geweihte ist der ungeweihte Giordano. Ein Schüler des Neapeler Konservatoriums, Konkurrent Mascagni's bei Prämierung der „Cavalleria rusticana“. Ein Schützling Sonzogno's, der ihn zu der Oper „Mala vita“ anregte. Nach dem (1892 in Mailand erschienenen) Klavierauszug zu urtheilen, scheint etwas wie ein „italienischer Kiengl“ vorzuliegen; das „Melodram“ in drei Akten macht nicht gerade einen sehr modernen, dagegen einen ziemlich volkstümlichen Eindruck, besonders durch seine hübschen, mehrstimmigen Volalsätze. Doch wird auch dieses Werk zu der (italienischen) Richtung gerechnet, die man „Verismus“ nennt; der Beifall, den es fand, soll getheilt gewesen sein. Eine nächste Oper, „Regina diaz“, soll noch weniger gefallen haben. Dagegen machten zwei neuere Werke den Komponisten zu einem der meistgerühmten Antwärter auf eine große Zukunft. Die „Fedora“ erlebte vor wenigen Wochen in Mailand ihre Erstaufführung und errang einen großen Erfolg, namentlich bei der Kritik. Man rühmte den Fort-

schrift über die „Mala Vita“ und insbesondere das Zurücktreten der Musik an die zweite Stelle; das Fehlen aller „musikalischen Höhepunkte“ wurde noch eigens betont. Doch tadelte die italienische Kritik den „Zug ins Wagner'sche“. Und schon früher, im Karneval 1896, wurde zu Mailand der „André Chénier“ mit sehr großem Erfolg aufgeführt; wiederholte Aufführungen in Hamburg, Breslau und Prag, führten das Werk in Deutschland ein.

Der „geschichtliche Hintergrund“ ist die französische Revolution. Die Dichter, welche diesen Stoff benutzten, pflegen das, was sie aus ihm herausgreifen, um eine Persönlichkeit zu gruppieren und sich im übrigen in den breitesten Milieuschilderingen zu ergehen. So hat es in epischer Form die (in Oesterreich wohl über-, in Deutschland wohl unterschätze) Marie delle Grazie mit ihrem „Robespierre“ gethan. L. Illica hat dazu sogar einen für die Revolution nicht wesentlichen und bisher dichterisch anscheinend noch gar nicht „bearbeiteten“ Poeten jener Zeit gewählt. Den später die Franzosen zu ihren allerschönsten rechneten: eben den Titelhelden unseres Musikdramas. Chénier läßt sich in einem Salon des „ancien régime“, herausgefordert durch Madelaine, die Tochter des Hauses, zu einem patriotisch-kritischen Hymnus fortreißen; auch der Sohn eines alten Dieners, Gérard, ergrimmt gegen diese Welt und führt mitten in eine elegante Gavotte einen Chor revolutionärer Leute von der Straße herein; das könnte Meyerbeer und ebenso Ponschielli gemacht haben — man sieht: die alten Fäden sind noch nicht ganz abgerissen. Gérard wirft den Herrschaften seine Livree vor die Füße; jene erholen sich aber bald von ihrem Schrecken und wiederholen ihre Gavotte. Die hiesige Aufführung ersehte unbegreiflicherweise diesen historisch so charakteristischen Schluß durch eine der auch in diesem Werk üblichen Finale-Tiraden.

Die drei übrigen Akte sind rasch erzählt. Chénier ist politisch verächtigt, Madelaine sucht ihn auf — Liebesduett. Gérard ist sein Nebenbuhler und bringt ihn ins Gefängniß. Madelaine wendet sich, um den Einen zu retten, an den Andern, der mit Bier auf sie lauert, aber durch ihre Hingebung zurückgeschreckt wird — eine außerordentlich interessante, höchst dramatische Szene. Indes auch sein neuer Entschluß, durch Verleumdung seiner falschen Denunziation Chénier zu retten, mißlingt, und Madelaine erreicht nur so viel, daß sie an stelle einer der Verurtheilten mit ihm sterben kann. Von der aufgehenden Sonne beschienen, besteigen sie den zum Richtplatz führenden Wagen.

Der etwa Wagner's Kritik der älteren Oper und namentlich des Meyerbeer'schen „Propheten“ (im 1. Band von „Oper und Drama“) angefaßt dieses neuen Textes nachliest, wird über den jetzigen Fortschritt nicht im Zweifel sein. Vor allem ist der Held keiner von jenen „Schneidergesellen“, bei denen man nicht weiß, warum ihretwegen etwas Erhabenes geschieht; der Text ist, soweit sich aus der (allerdings manch falschen Akzent bringenden) Uebersetzung erschen läßt, vernünftig und im ganzen schwungvoll; der Vers: „Wenn, was ich wünsche, sich bestätigt, bleib' ich“ steht wohl vereinzelt. Openhafte Abgänge sind nicht vermieden, eine an Reichtliches in „Gioconda“ erinnernde Mißrhythme im 3. Bild fehlt auch nicht, und an Kontrasten, an Aufzügen und manzfählbaren Szenenwerk ist kein Mangel (gut ein Duzend Zeilen würden wir allein zum Abschreiben der im Personenverzeichnis angegebenen Statisten brauchen). Im die organische Hineinarbeitung der Liebesgeschichte in die Revolutionsgeschichte hat sich der Dichter redliche Mühe gegeben; allein eine Kluft zwischen der einen und der anderen, sowie zwischen dem Drama und den „Bildern“ bleibt doch, hineinleben in die Seelen der Liebenden können wir uns nur schwer, und so recht mit Theilnahme an das Ganze glauben können wir auch nicht, trotz oder vielmehr wegen der heißen Aufregung, die das gesammte Stück durchzieht. Zwischen „Drama“ und „Hintergrund“ und „Bild“ fehlt eben die rechte Ausgleichung.

Die Musik ist vor allem dramatisch im Sinn jener lebhaften Erregtheit und undramatisch in dem Sinn der Forderung eines einheitlichen Entwickels. Ihr größter Vorzug ist die liberreiche Charakteristik. Diese liegt hauptsächlich im Orchester. Was da, ohne gerade eine besonders raffinierte Instrumentierung aufzubieten, an rasch wechselnder Kommentierung der szenischen Vorgänge (häufig auch mit langen Orgelpunkten und mit geistreichem Nachahmungsspiel) geleistet wird, ist vielleicht noch nirgends so vorgekommen. Das Motivische, besonders im Gesang, tritt dagegen weit zurück; man beachte diesen Unterschied gegen Wagner wohl! Die italienische Nationalitätshinlichkeit, auch das Schlichteste mit Leidenschaft darzustellen, lehrt, wie bei Mascagni, so auch hier wieder; beispielsweise erfolgt auf den Text „sei nicht abgeklärt!“ ein unbändiger Orchestertrach. „Nummern“ giebt es nicht; die Musik geht fast immer kontinuierlich weiter, weiß aber doch zur richtigen Zeit einigermassen ihrisch zu werden. Hervorgehoben seien: Der amnuthig tanzartig bewegte Frauenchor im ersten Bild: „Ade müssen wir Euch sagen . . .“ dann das schon angedeutete erschütternde Duett im dritten Bild und das Durcheinander der Marktweiber kurz darauf. Fachmänner der Komposition können an der Fülle all dieser Musik ihre helle Freude haben.

Die seit langem angekündigte Aufführung ist schon wegen der zahllosen Schwierigkeiten der Ausstattung und Darstellung im ganzen sehr zu loben. Das war ein gewaltiges und gelungenes Stück Regie, und auch der Chor kam diesmal auf treffliche Leistungen zurückzubilden. Die Solisten thaten viel, um die gegebenen Andeutungen wirklicher Persönlichkeiten herauszuarbeiten und um die undankbar anstrengenden

Gesangsaufgaben zu lösen. Mit dem Text wurde recht frei umgesprungen. Besonders gilt das von Herrn Werner Alberti in der Titelrolle; zum Theil verstand man ihn nicht, zum Theil scheint er seinen eigenen Text gemacht zu haben. Allein er spielte mit Würde und Geschick und sang im allgemeinen mit voller Kunst eines hohen Tenors. Seine nächste Partnerin war Frau Emma Seebold; nicht recht überzeugend im Spiel, bemühte sie sich doch nach dramatischem Ausdruck und wußte sich auch manchmal sammt ihrem Partner mit allem Stimmaufgebot über dem Orchesterlärm zu halten. Für die gewaltige Kullissenrolle des Gérard war Herr Juan Luria der richtige Wütherich; einen wichtig thuenen „Sausculotten“ gab Herr Hermann Steffens in jeder Weise gut. Frau Geller-Wolter „a. G.“ sei in der kleinen Rolle der alten „Madelon“, deren Darstellung gerade keine besondere Annehmlichkeit ist, und Herr Hans Patel in der eines intriguirenden Stügers noch besonders rühmend erwähnt.

Der italienische Verleger hat auch das deutsche Textbuch herausgegeben, in einer anständigen Ausgabe um 75 Pf. und in einer anderen von geradezu unanständiger Unvollkommenheit. Natürlich war dieses für die Theaterkasse wieder ein erwünschter Fall, und sie verkaufte den Schund um 60 Pf. Vor diesem Kauf sei dringend gewarnt.

Das nur mäßig zahlreich Publikum benützte das nach den Aufschlüssen sehr freigiebig angewendete Wiederaufgehen des Vorhangs zu lebhaftem Beifall: Regisseur Ehrh, Kapellmeister Rutherford und Direktor Spauer konnten wiederholt danken, und letzterer sprach einige Worte für den abwesenden Komponisten. Herr Alberti erhielt einen Kranz, sonst niemand. — sz.

### Kleines Feuilleton.

**Vorderhaus und Hinterhaus.** Matriona ist heute tagüber im Vorderhause mit „Großreinemachen“ beschäftigt. Jetzt vor den Feiertagen giebt es vollauf zu thun, und da kann man auch ein paar Groschen verdienen. Und die gnädige Frau hat ein Gutes; im vorigen Jahr zu Weihnachten hat sie einen ganzen Rubel gegeben, anstatt der ausbedungenen 60 Kopelen pro Tag, und da wird sie wohl auch diesmal nicht geizen, denkt Matriona, während sie eifrig an den Messinggrüßen der massiven Thüren putzt und vorsichtig den Staub von den winzigen, kostbaren Rippes wischt. „Wie herrlich doch dieser Weihnachtsbaum ist, und wie schön gepußt!“ Matriona sieht bewundernd den stattlichen, reich behangenen Tannenbaum an, der in der Mitte des Zimmers steht. „Wie viel der wohl kosten mag? Sieder mehr, als unereins im ganzen Jahr verdienen kann. . .“ Und Matriona seufzt beim Gedanken, daß ihr Mann gerade jetzt arbeitslos ist. . . „Ob sie wohl dies Jahr wieder einen Rubel giebt?! Sie hat's ja voriges Jahr auch gethan, warum soll sie es also jetzt nicht auch thun? Und das Geld ist jetzt noch viel nöthiger als damals. . . Wie schlecht die Arbeit auch bezahlt wurde, so wußte man doch, daß Feiertag war, und es reichte sogar noch, Mischutka zu beschenken. Wie sollte man auch anders, ist es doch ein Kind!“ Und Matriona lächelt bei der Erinnerung an Mischutka's Frende im vorigen Jahr, als er das winzige Bäumchen erblickte, das sie für ihn mit Aepfeln, Nüssen und Lichtchen geschmückt hatte. . . „Das Bäumchen war gar so Hein“, denkt Matriona, und schaut zum herrschaftlichen Weihnachtsbaum herüber, „wohl nicht größer als ein einziger Zweig von diesem hier; aber Freude gab es doch, und was für Frende!“ Matriona blüht sich, blüht und klopft, schiebt Sophas und Sessel weg, um alles gründlich zu säubern. Dann blickt sie zum Fenster hinaus. „Welche Kälte! Und wie die bei uns zu spüren sein wird! Hatte ich doch kein Holz, als ich früh morgens wegging, und so ist wohl der Ofen umgeheizt geblieben. Wenn doch Nisita daran denken möchte, die Nachbarin um etwas Holz zu bitten. Wir werden's ja wiedergeben, wenn nur der Streit erst zu Ende ist. . .“ Matriona sieht sich um: „Wenn ich den Jungen hier haben könnte, hier ist es so warm, und unten friert der Aernste sicher.“

„Matriona,“ ertönt die laute Stimme der Hausfrau, „Du bist aber heute entsehrlich langsam; die beiden Aufgänge sind noch nicht gescheuert, die Köchin und das Stubenmädchen haben dazu keine Zeit, darum mußt Du es schon machen; aber bitte, etwas fixer; wische dann auch hier auf, ich habe etwas Wasser verschüttet.“ Matriona gehorcht. „Nun hab' ich es ihr doch nicht recht gemacht,“ denkt sie, „jetzt giebt sie sicher keinen Rubel, und was kann man viel für 60 Kopelen kaufen? Ein Pfund Grütze, etwas Schmalz, allenfalls noch ein paar Eier; aber das ist auch alles, und wovon soll ich dann Brot und Holz kaufen? Und Mischutka?! Wenn ich daran denke, daß er heute leer ausgehen soll. . . Wir Alten würden uns schon trösten; aber der arme Kleine.“

„Laß das jetzt sein, es ist ja schon sauber,“ ertönt wieder die gereizte Stimme der gnädigen Frau. „Geh lieber ins Speisezimmer, dort sind die Sachen aus dem Geschäft angekommen, und der ganze Fußboden ist beschmutzt. Bringe alles wieder in Ordnung; hast Du verstanden?“ „Jawohl, gnädige Frau,“ erwiderte Matriona und eilt ins Speisezimmer. „Nein, nein, jetzt giebt sie bestimmt nicht so viel, man merkt es. . .“ Matriona wird traurig und in ihrer Angst fällt ihr alles aus den Händen. „Daß ich nur nichts zerichlage,“ flüstert sie, indem sie den Tisch, der mit verschiedenen Weinflaschen, Konservenbüchsen und Früchten bedeckt ist, von Papier und Stroh säubert. „Weßhalb sie sich wohl ärgern mag,“ fährt sie in ihrem Gedanken-

gang fort, „ihr fehlt ja nichts zum Feste, alles ist in Hülle und Fülle da, alle Zimmer sind mit Geschenken für die Kinder angefüllt, der reine Spielwaaren-Laden. Und das schöne, große Schaufelpferd! Das wäre etwas für Mischutka, wie würde der sich freuen!“ — Krach! den Händen Matriona's entgleitet eine Flasche Rothwein, der sich über den Parlettboden ergießt.

„Nein, es ist nicht zum Aushalten!“ schreit die gnädige Frau, indem sie in das Zimmer stürzt. Diese Ungeßchlichkeit! Aber ich wußte es ja, ich wußte es ja, daß man sich auf niemand von Euch verlassen kann; anstatt alles in Ruhe und vorsichtig hinzustellen, wird alles überstürzt und flüchtig gemacht. Es ist zum Herzweheln! „Was steht Du jetzt wieder wie ein Stück Holz? So wische doch schneller auf, ehe das ganze Parlett verdorben ist.“ Die Hausfrau entfernt sich; Matriona kann es aber immer noch nicht fassen, wie ihr die Flasche aus den Händen gleiten konnte. „Jetzt ist das Unglück fertig,“ flüstert sie erbleichend, „und wie, wenn sie es mir vom Lohne abzieht?“ Bei diesem Gedanken läuft es ihr kalt über den Rücken. „Nenlich erst erzählte das Stubenmädchen, daß ihr die Herrschaft alles vom Lohne abzieht, jede Kleinigkeit müsse sie bezahlen. . . Das wäre eine Bescheerung! . . .“

Es ist Abend, Matriona wartet in der Küche auf die Rückkehr des Stubenmädchens, welches der gnädigen Frau melden sollte, daß sie mit der Arbeit fertig sei und nach Hause gehen wolle. „Wieviel, wieviel wird sie geben? Wenn ich nur die 60 Kopelen voll bezahlt beläme!“ Jetzt hört sie die Schritte des zurückkehrenden Dienstmädchens und ihr Herz klopfet hörbar. „Hier“, sagt das Mädchen, und schüttet in die ausgestreckte Hand Matriona's einige Silbermünzen, „die gnädige Frau läßt sagen, daß sie mehr gegeben hätte, wenn Du nicht die Flasche Wein zerbrochen hättest.“ Matriona beginnt das Geld zu zählen, und mit jedem Zehntopelentstück hellt sich ihr Gesicht mehr und mehr auf. „Nun, Lob und Dank, daß ich wenigstens meinen Lohn voll ausgezahlt bekommen habe,“ seufzt sie erleichtert auf; sie verabschiedet sich von dem Dienstmädchen und geht nach Hause.

„Nun wohnt im selben Hause, und doch habe ich den ganzen Tag keinen freien Augenblick gefunden, um nach meiner Wohnung zu gehen,“ denkt Matriona, während sie die dunkle Hintertreppe hinabsteigt. Sie gelangt durch eine niedrige Thür auf den Hof und wirft durch das schneeberwehte Fenster einen Blick in die spärlich erleuchtete Kellertwohnung des Hinterhauses. „Sie sind zu Hause!“ ruft sie, ein Freudenschimmer überzieht ihr Gesicht, und schnell eilt sie die dunkle Kellertreppe hinunter. —

Riva Buchholz.

### Theater.

—7. Das Schiller-Theater hat sich in den ersten Monaten der gegenwärtigen Spielzeit viel mehr mit den Berliner Schwanzfabrikanten als mit den Dichtern beschäftigt, die seines Namens würdig wären. Das mag gewiß nicht so sehr aus eigenem Behagen als in Rücksicht auf das liebe Publikum geschehen sein. Um so löblicher ist es, daß diese Bühne am Donnerstag etwas wirklich Großes brachte: „Hannele's Himmelfahrt“ von Gerhart Hauptmann. Nicht in der schimmernden Ausstattungspracht wie im Schauspielhause, auch nicht in der fein abgetünchten Zeichnung, wie im Deutschen Theater. Es war Holzschmittmanier, ein bißchen derb auch da, wo der himmlische Aerglanz leuchten sollte, aber im Ganzen recht wadere Arbeit. Einiges Unbeholfene ließe sich für spätere Aufführungen am Ende noch bessern. Wir denken da an die beiden lichten Engel, die ihre Kollegin (Grete Meier) flankirten und ihre Verse mit allzu irdischer Mächtigkeit sprachen. Auch die Flügel, die man nicht allein den himmlischen Heerschaaren, sondern zum Ueberfluß auch der behäbig breiten Dialonistin angeheftet hatte, wiesen Formen auf so barock, wie sie dem Dichter kaum vorgeschwebt haben mochten. Aber solche Unbeuheiten, deren ein strenger Mann wohl noch mehr herzählen könnte, verschwanden wieder neben dem trefflichen Eindruck, den Ausstattung und Darstellung hinterließen. Frau Sachmann-Bisler war ein liebes Hannele, kindlich wahr in den Tönen zitternder Angst, wie in den Ausdrücken unsäglich der Frende. Auch Herr Gregori, der den Lehrer Gottwald darstellte, fand den passenden schlichten Ton und hütete sich in der Erscheinung sorgfältig, ins Pathetische zu verfallen. Lebenswahr waren die Bilder des Armenhauseleuds wiedergegeben.

Dem „Hannele“ ging eine Aufführung von Blumenthal's Vers-Lustspiel „Alu Seid“ voran. —

### Kunst.

—11. In den Räumen der Akademie (Unter den Linden) ist eine Ausstellung von Gemälden und Studien des italienischen Malers Francesco Paolo Michetti eröffnet. Michetti ist in Berlin bekannt geworden durch das Bild „Corpus-Domini“; er ist hier schnell zu hohen Ehren gekommen, seit dem Jahre 1892 ist er ordentliches Mitglied der Berliner Akademie, nachdem er bereits im vorhergehenden Jahre die große Goldene Medaille erhalten hatte. Schon als Knabe zeigte er ein so starkes malerisches Talent, daß er, der als Sohn eines Tagelöhners 1851 in Tocco da Casauria geboren war, von Anderen auf die Akademie geschickt wurde. Diese Thatfache weist schon darauf hin, daß seine eigentliche Bedeutung in einem ganz außerordentlichen Können, in einer souveränen Beherrschung der malerischen Technik liegt. Ob er darüber hinaus auch die große Künstlerpersönlichkeit ist, als die er in dem offiziellen Katalog der Ausstellung angesprochen wird, ist eher zu bezweifeln. Es zeugt

zwar für den Ernst des Künstlers, daß er die Art des Prozeßionsbildes, mit der er so große Erfolge hatte, später aufgab und nach höheren Zielen strebte; aber es scheint fast, daß er sich mit dieser Schwelung in einen Gegensatz zu seiner eigentlichen künstlerischen Natur gebracht hat. In jener ersten Periode — das Corpus-Domini-Bild stammt aus dem Jahre 1877 — malte er Bilder, die sich der Art nach nicht von den unzähligen italienischen und spanischen Bildern unterscheiden, mit denen nach dem Vorgang des nicht wieder erreichten Mariano Fortuny der Kunstmarkt immer noch überschwemmt wird. Mit spitzem Pinsel sind diese Bilder bis ins einzelne durchgeführt, in kräftigen bunten Farben, mit brillanter Technik, aber ohne jede tiefere Wirkung. Michetti's Bild erhebt sich allerdings durch die malerische Haltung, mit der diese lebhaften Farben zusammengefaßt sind, durch die Lebendigkeit der Darstellung weit über den Durchschnitt. Die Ausstellung ist nicht sehr reich an Bildern, dafür aber fast überlastet mit Studienblättern und Entwürfen. So ist die ältere Zeit des Künstlers auch nur in diesem einen Bilde vertreten. Einige Landschaften, die zehn Jahre später entstanden sind, zeigen die Umwandlung, die sich in ihm vollzogen hat, lassen aber auch deutlich erkennen, unter welchem Einfluß dies geschehen ist. An die Stelle der Buntheit sind gedämpfte Töne getreten, das lebhafteste Genrebild ist der Darstellung stiller und einsamer Naturlandschaften gewichen. Die Sonne strahlt in diesen Strandbildern und Waldinneren nicht wie unter dem Himmel Italiens, sondern mit jenem matten Schein, der den Landschaften der Fontainebleauer eigen ist — jenen ersten modernen Versuchen, Licht und Luft im Bilde naturwahr darzustellen. Kein Zweifel freilich: wie hier der mattblaue Meerespiegel zwischen den tiefgrünen Bäumen hindurchschimmert, wie dort ein trauliches Dämmer über dem Waldinneren gebreitet liegt, das ist von großer malerischer Schönheit, wie überhaupt Schönheit der Farben das Beste an Michetti's Kunst ist. Noch mehr als diese ausgeführten Landschaften zeigen dies die zahlreichen Pastellstudien aus der Umgegend von Francavilla a Mare, am Ufer des Adriatischen Meeres, wo der Künstler jetzt in der Einsamkeit lebt. Aber künstlerische Kraft, zwingende Persönlichkeit spricht nirgend aus diesen Bildern zu uns, und doch ist es gerade Kraft, monumentale Größe, nach der Michetti ringt. Das beweisen die Studien, die in Ueberlebensgröße ausgeführt sind und doch den ersten großen Stil nicht haben, sondern eher wie vergrößerte Genrefiguren wirken; dieses Streben tritt vor allem in dem großen Bild hervor, das aus der letzten Zeit ist: „Die entehrte Tochter des Jorio.“ Eine Szene aus den Abruzzen, deren schneebedeckte Gipfel den Hintergrund geben. Junge Leute lagern am Wege und höhnen und verspotten das Mädchen, das eilig, das Haupt in seinem Tuche verhüllt, vorübergeht. Einer unter ihnen richtet sich auf, sein Bild verräth: er war es, an dem das Mädchen den Betrug begangen, um dessen willen es jetzt gehöhnt wird. Das Bild ist in freier Technik, in großen Strichen ausgeführt; es sind prächtige Figuren, aber trotz der Größe des Formats will der Eindruck des Monumentalen nicht kommen. —

**Volkskunde.**

c. Die Mistel als Weihnachts- und Wunderpflanze. Die Leimnissel (*Viscum album*), die seit Alters berühmte Zauberpflanze, bringt bekanntlich noch heute in England das Grün in die Weihnachtsstube. In Wales wird die Mistel am Weihnachtsabend unter das Dach gehängt. Die Burschen führen die Mädchen darunter und wünschen ihnen, gewiß nicht ohne herzhaften Spitz und Umarmung, glückliche Weihnacht und glückliches Neujahr. Dabei giebt es in England fast gar keine Mistel mehr, und der Weihnachtsvorrath muß zum guten Theil aus Frankreich herübergeschafft werden. Auch in Frankreich spielt die Mistel eine große Rolle, allerdings erst zu Neujahr. Es ist unzweifelhaft, daß der englische Weihnachtsbrauch auf uralte Gebräuche zurückzuführen ist. Plinius spricht im 16. Buch seiner Naturgeschichte von der Mistel der Druiden: „Die Druiden“, heißt es da, „halten nichts für heiliger als die Mistel und den Baum, an dem sie wächst, namentlich wenn der Baum eine Eiche ist. Die Mistel ist aber nur sehr selten, hat man sie aber gefunden, so wird mit großer Feierlichkeit dahingezogen, und vor allem am sechsten Tage nach dem Neumonde. . . Sie nennen diesen Tag mit einem eigenen Worte den „alkhelenden“, bereiten Opfer und Mahlszeiten unter dem Baume und führen zwei weiße Stiere herbei, deren Hörner dann zum ersten Male umhunden werden. Der Priester im weißen Kleide besteigt hierauf den Baum, und mit goldener Sichel schneidet er die Mistel ab, die in einem weißen Tuch aufgefangen wird. Sodann opfern sie Thiere und bitten die Gottheit, sie möge das Geschenk denen, welchen sie es gegeben habe, segnen. Sie glauben, ein von diesem Gewächse bereiteter Trank, mache jedes unfruchtbare Thier fruchtbar; auch sei es ein Heilmittel gegen alle Gifte.“ Man hat zwar bestritten, daß die Mistel der deutschen Vorzeit mit der bei uns allbekannten Leimnissel identisch sein könne; diese sei zwar auf Pappeln und Obstbäumen überall in großer Menge, aber auf Eichen äußerst selten anzutreffen. Mit Recht macht Kornfeld, der sich in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“ eingehend mit der Leimnissel beschäftigt, dem gegenüber darauf aufmerksam, daß diese Seltenheit gerade die außerordentlichste Werthschätzung erkläre. Dafür aber, daß diese Mistel überhaupt auf Eichen vorkommt, sind

unzweifelhaft Belege vorhanden. Dem germanischen Vorstellungskreis war die Mistel besonders werth. Bekannt ist die Sage von Balbur. Das germanische Julefest, an dessen Stelle das Christenthum Weihnachten eingeführt hat, konnte ohne die Mistel nicht gefeiert werden. Festhalle und Festgericht waren mit Mistelzweigen geschmückt. Mammigfach sind die Sagen, die sich mit der Zauberkraft der Mistel beschäftigen. Im preussischen Samlande wird erzählt, daß zwei Männer durch einen auf einer Hasel erwachsenen Mistelstrauch auf einen Schatz aufmerksam wurden, der unter den Burgen begraben war. Sie mußten aber nach einem Jahre an demselben Tage, da sie das Zaubergold gefunden hatten, sterben. Die Mistelzweige kreuzen sich an dem lebenden Busche in seltsam regelmäßiger Weise. Diese Eigenthümlichkeit trug der Mistel die Bezeichnung „heiliges Kreuzholz“ ein. Besonders in Oesterreich werden der Mistel von der Landbevölkerung noch heute ganz besondere Kräfte nachgerühmt. Ein Knulst mit dreimal geweihtem Mistelblatt hilft den Kindern wider die „Verufung“ und den bösen Blick. Es muß aber sechs mal, immer zur Zeit des Neumondes, erneuert werden. Ein Mistelzweig auf der Thürschwelle schützt vor der Trud (Alpdrüden). Im Kuhstalle erleichtert Mistelgrün der Kuh das Kalben und schützt vor der Hege. Wird ein Mistelzweig insgeheim im Schlafgemach verwahrt, so bringt er Eheleuten den ersehnten Kindersegen. Bei der Bedeutung, die die Mistel demnach im Volksglauben hat, konnte es nicht fehlen, daß sie auch in der volkstümlichen Medizin Anwendung fand. Venerenswerth ist namentlich der Ruhm, welchen die Mistel als Mittel gegen die Fallsucht genoß, einer Krankheit, die in ihrem geheimnißvollen Zusammenhange mit dem Nervensystem früheren Zeiten als Ergebnis der Beherung galt. Da die Mistel hoch oben, oft in schwindelnder Höhe wächst, sollte sie ein Mittel gegen Schwindel sein. Dieser primitiven Vorstellung verdankt wohl die Mistel ihre sympathetische Anwendung gegen Fallsucht. —

**Humoristisches.**

— Auf der Sekundärbahn. Passagier (Abends)  
 „Warum hält der Zug auf einmal?“  
 Schaffner: „Ja sehen Sie, wir hatten nämlich keine Laterne bei uns, und da werden wir eben vom Schutzmann aufgeschrieben!“  
 — Scheinbarer Widerspruch. Gattin (zu ihrem Gatten, der bei einer Gebirgstour in einen Graben stürzte): „Hast Du Dir wohl gethan, Adolf?“  
 Mann: „Ach nee — denn ich fiel ja zwee ch uffn Ruggsack mit de harten Eier!“  
 — Hartgesotten. „Aun, was hat Ihnen auf der Hochzeit Ihres Freundes am besten gefallen?“  
 Junggeselle: „Daß nicht ich der Bräutigam gewesen!“  
 („Meggend. hum. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

y. Einem Arbeiter in Altona, der einem verletzten Kollegen während der Arbeitszeit einen Rothverband angelegt hatte, wurde die darauf verwandte Zeit vom Wochenlohn eingezogen.  
 — Bei Doberan (Mecklenburg) ist vor einiger Zeit ein der Bronzezeit angehörendes Grab entdeckt und geöffnet worden. Es wurden einige schadhafte Bronzegeräte in dem Grabe gefunden.  
 — Infolge des heftigen Sturmes stürzte in Zinnowitz der Neubau des „Strandhotels“ ein. Mehrere Personen wurden getödtet, andere schwer verletzt.  
 — Ausgiebig. Im „Fauerschen Tageblatt“ lesen wir folgendes Interat: „Herzlichen Dank. Der Gemeinde Seckerwitz für Essen und Trinken, sowie Finken, den Herren Carl Fritsche in Seckerwitz, Wirtschaftskass.-Vogt Stumpe in Schweinhart, nebst Frau und Schwiegerjohn, Oswald Stumpe nebst Frau, August Krause in Jauer nebst Frau, der Herrschaft Hamann, Vollenhain, sowie allen Verwandten und Bekannten, unserer lieben Schwiegermutter für ihre reiche Spende bei der Beerdigung, sage ich meinen verbindlichsten Dank. Carl Seeliger, Schwiegerjohn in Jauer.“  
 — In einem Zirkus in Mons wurde eine Thierhändigerin, die neue Löwen vorführte, von einer Löwin erfaßt und zerfleischt.  
 — In Neapel sind bei den starken Nachfrösten drei Personen, die im Freien übernachteten, erfroren.  
 — In Konstantinopel erschob Hafus Pascha, ein höherer Beamter der Stadtpräfektur, in einem öffentlichen Lokal den kaiserlichen Adjutanten, Oberstlieutenant Sani Bey, dem durch die öffentliche Meinung zahlreiche Uebelthaten zur Last gelegt werden.  
 — Der Lieutenant Hobson, der den „Merri-mac“ im Eingang des Hafens von Santiago versenkte, hat eine neue Geldenthat vollführt: er hat hundertundfünfundschzig Mädchen in einem Zuge geküßt, ohne Unterschied des Alters und der Schönheit; er that dies in Chicago gelegentlich eines Vortrages, bei dem er sehr gefeiert wurde.  
 Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 25. Dezember.